

(Nachdruck verboten.)

16]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Und da der Herr aus der Provinz. Jetzt hieß er Hornemann und war Ingenieur. Damals war er Arzt gewesen und hatte irgend 'nen anderen schönen Namen geführt. Aber es machte gar keinen Unterschied. Auch dieser sah ganz so aus wie sein Vorgänger, hatte ganz so breite Stiefel, machte beim Walzer ganz dasselbe angestrenzte, ernste Gesicht, als wenn Tanzen eine harte Arbeit, aber kein Vergnügen wäre. Und wie er sich nun ausruhte, mit dem fraulichen Taschentuch sich Luft zufächelnd, und dabei Lene verfolgte, die im Arm eines anderen ihm von Zeit zu Zeit einen raschen Blick zuwarf, da sah man hinter seiner massigen Stirn förmlich die schweren Erwägungen arbeiten: Soll ich oder soll ich nicht? — Ach, auch der würde sagen: Lieber nicht! . . . Arme Lene! dachte Grabaus. Sie ist die einzige, die Herz hat. Die anderen sind nichts als kleine Rechenmaschinen.

Aber ein Schauer durchrieselte ihn, als er plötzlich im Nebenzimmer seine Schwägerin Berta neben einem Herrn in eifrigem Gespräch gewahrte. Die beiden saßen in der letzten, stillsten Ecke, zwischen Bücherregal und Blumentisch, im Schatten derselben Araucaria, unter der auch er so oft mit seiner Braut geseßen hatte. Es war ein junger, blonder Mensch, mit schönen, träumerischen Augen, mit einem Gesicht, einem Ausdruck von ganz anderer Art, als all die übrigen, eifrigen, lauten Herren.

Und je länger Grabaus hinschaute und im Geist die Unterhaltung der beiden belauschte: der junge Mensch sprach inbrünstig, wie mit bebender Stimme, als wenn lang gehegte, verschwiegene Worte aus seiner Seele flössen, die er nur der Einen anvertraute, sie aber hörte scheinbar so versunken zu und lieb doch hin und wieder gelangweilt und in heimlicher Sehnsucht ihre Augen zu den Tanzenden schweifen — desto stärker wurde in ihm das Gefühl, es selbst zu sein, der dort saß, der das, was er beim einsamen Lampenschein erforschen und erlebt hatte, der heimlich Geliebten zutrug. Wiederholte sich denn alles im Wechselspiel des Lebens? Mühten immer neue dieselben Hoffnungen, dieselben Enttäuschungen durchmachen?

Eine seltsame Sympathie zog ihn unmittelbar zu dem fremden jungen Menschen, ein Gefühl fast der Verantwortung, als müßte er ihm beispringen, ihm die Augen öffnen und ihn warnen.

Da war der Tanz zu Ende. Alles suchte nach Platz. Die beiden in ihrer Ecke standen auf und wurden bald getrennt. Nach einer Weile kam Berta aus dem Nebenzimmer mit etwas verlegenem Gesicht und setzte sich neben ihren Schwager.

„Du spielst hier wohl den stillen Beobachter?“

„Was hat Dir denn der junge Mann, mit dem Du so eifrig sprichst, alles Schönes erzählt?“

„Ja, wenn Du das wüßtest! — Verse.“

„Verse? Seit wann bist Du denn für Verse?“

„Erlaube mal! Ich bin sehr für Verse. Nur kommt's darauf an, von wem sie sind.“

„Das waren wohl selbstgemachte?“

„Ja — und an mich gerichtet.“

„Donnerwetter! Wer ist denn der Herr eigentlich?“

„Ein junger Student. Jurist. Aber er möchte sich ganz auf Nationalökonomie verlegen.“

„So — —“

„Wie ist das eigentlich damit? Sehr aussichtsreich ist das Studium wohl kaum?“

„Das kommt darauf an.“

„Man muß wohl endlos warten, bis man was Festes hat?“

„Ja, wenn er sich habilitieren will, da ist es freilich gut, wenn er ein bißchen Vermögen hat.“

„Privatvermögen ist nicht vorhanden, aber sehr wohlhabende Verwandte.“

Erstaunt sah Grabaus seine Schwägerin an.

„Du interessierst Dich wohl ernstlich?“

Sie lachte erregt und verlegen und sprang dann auf.

„Na, möchtest wissen?“

Also so weit schon! dachte Grabaus. Und ihm schwebte vor, wie auch über ihn Konstanze gesprochen haben mochte, wie sie die Chancen der Philosophie erwogen hatte. Auch er hatte kein Privatvermögen besessen, dafür aber die Aussicht auf ein Staatsstipendium. Und daran hatte sie wohl ihr Herz gehängt.

Ach, Du argloser, armer Kerl, dachte er, muß es Dir wirklich so gehen mit mir? Birst auch Du dieser Gans Dein Teuerstes anvertrauen und das armselige Seelchen zu einer hohen Santa Barbara umgestalten? Der Teufel hole unsere Torheit, unsere Jugend, unsere Unwissenheit! Je reiner wir sind, desto wehrlosere Opfer sind wir. Ja, so wie ich wirst auch Du wohl eines Tages den Besuch des zukünftigen Schwiegervaters erhalten, der Deine zaudernde Liebe beim Schopf ergreift und Dir ungebeten den Segen erteilt.

Das Blut stieg Grabaus in die Wangen, als er an diesen Besuch dachte, wie der alte Herr in seinem engen Studentenkämmerlein erschienen war, das sonst so listig-vergnügte Gesicht in feierliche Falten legend, ganz der steinerne Gast aus dem Don Juan, und von den Verführungen der Großstadt und der Heißsamkeit einer frühen Heirat gesprochen hatte. Weil er jedoch damit kein rechtes Verständnis gefunden, denn das harmlose Studentlein wußte sich frei von aller Sündenlast, war er immer deutlicher geworden, bis Grabaus schließlich in seiner Herzensverwirrung ihm seine Neigung verriet. Da hatte er die Arme ausgebreitet und gesagt: „Sie haben eine gute Wahl getroffen. Die Älteste ist die Beste von allen. Gehen Sie getroßt hin, Sie werden nicht vergebens fragen. Ich weiß, daß Lenchen Sie liebt.“ . . . Er hatte nicht einmal gewußt, um welche Tochter es sich handelte.

Ein zorniges Gefühl von Scham und Empörung sprühte mit frischer Glut wieder in Grabaus. Alles verzieh er seinem Schwiegervater. Nur diesen Besuch nicht! Damals war sein erster Gedanke gewesen: Fort! Fort! Nun ist alles Schöne und Feine beschmückt. Argwohne, ein plötzlich jähes Erwachen war über ihn gekommen. Und dann — dann war es schließlich doch dieser Besuch gewesen, der ihn zu einer bindenden Erklärung veranlaßt hatte.

Gegen Mitternacht hatten er, seine Schwiegermutter und Fränzchen sich zufällig zusammengefunden. Nach einer Weile nahm auch Berta bei ihnen Platz.

„Willst Du auch mal pausieren?“ fragte Grabaus.

„Ich finde es nicht hübsch, wenn man sich so echauffert.“

„Sie denkt, blaß steht ihr besser.“ meinte Fränzchen.

„Gott, sei doch nicht so albern.“

„Kind, was hattest Du denn eigentlich mit Fräulein Riefchen?“ fragte Frau Buchbinder. „Ihr habt Euch doch gefabbelt.“

„Ach, die quatfche Kröte!“ entgegnete Fränze ziemlich heftig. „Es ist doch geradezu lachhaft, wie die Herrn Grabowsky nachrennt.“

„Dabei macht er sich nichts aus ihr,“ sagte Berta.

„Nu, Spaß!“

„Ich garantiere Dir's. Vorhin hat er zu ihr gesagt, sie sollte doch mal zu ihm in die Sprechstunde kommen. Er wollte ihr die Zähne richten. Kostenlos.“

„Wann hat er das gesagt? Das ist überhaupt nicht wahr.“

„Aber Fränzchen, das ist doch das beste Zeichen, daß er sich nichts aus ihr macht. Wenn ein Herr sich für ein junges Mädchen interessiert, wie kann er ihr dann sagen, er wollte ihr die Zähne richten? Das wäre doch bodenlos taktlos.“

Berta sagte das mit so unschuldig überzeugter Miene, daß man nicht wußte, meinte sie es wirklich ernst, oder wollte sie ihre Schwester foppen?

Als nun der blonde junge Mann sie zum Tanz aufforderte, fragte Grabaus:

„Wie stehen denn die beiden eigentlich?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ seufzte Frau Buchbinder.

„Aus dem Mann wird man nicht klug.“

„Wie soll man aus den Männern auch klug werden? Sie sind ja so dumm,“ bemerkte Fränzchen.

„Den zweiten Winter verkehrt er hier schon. Ich mache mir rechte Sorgen. Berta geht ganz in ihm auf.“

„Schick doch einfach mal Papa hin.“

„Ach Kind, ich tu's so ungern —“

„Na, bei meinem brauchst Du's jedenfalls nicht. Wenn der nicht will, kann er's bleiben lassen. Aber Berta, die ist in ihren ja rein veressen. Na, es klingt ja auch schid: „Berta von Hellen“.

„Wie? Wie heißt er?“ fragte Grabaus stübig.

„Wolf von Hellen.“

„Aus Weimar?“

„Ja.“

„Dann habe ich gestern seine Schwester kennen gelernt.“

„Die ist an einen Major verheiratet.“

„Natürlich, das ist er!“

Lebhaft stand Grabaus auf und begrüßte den Bruder Marie Luizens. Und dann wich er nicht mehr von seiner Seite, bis sie das Haus verließen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Landpartie.

Von Michel Thivars. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

1.

An einem schönen Maimorgen erwachte Granbidard, der Krämer aus der Rue Brise-Miche, schon frühzeitig, während sein Ehegespons neben ihm noch kräftig schnarchte.

„Melanie!“ rief er.

„Und was weiter?“ hurrte die Gattin übellaulig.

„Melanie, ich habe gestern vierzig Kisten Pflaumen um 20 Sous billiger als sonst gekauft.“

Statt jeder Antwort drehte sich Melanie mit einem unartikulierten Brummen nach der Wand.

„Sehr schöne Pflaumen!“ fuhr der Krämer fort. „Sehr saftige Pflaumen! . . . Ein wahrer Gelegenheitskauf, diese Pflaumen!“

„Ach, laß' mich in Ruh! Ich will schlafen!“

„Das macht 40 Franc Reinerdienst,“ fuhr der Mann unbeirrt fort. „Und da ist mir eine Idee gekommen. Wenn man 40 Franc an einem Tage verdient, darf man sich wohl eine kleine Zerstreung gönnen . . . Also abgemacht! Sonntag fahren wir ins Grüne hinaus, frühstücken!“

Mit einem Schlage sah Madame Granbidard aufrecht im Bett. Die ganzen fünfzehn Jahre, welche sie verheiratet war, hatte sie niemals ihren Laden verlassen können. Wie sehnsüchtig hatte sie an schönen Sonntagen stets den Glücklichen nachgeschaut, die hinausfahren durften in die Natur und dort im Grünen speisen! . . . Im Grünen speisen, das war ihr Lieblingstraum. Und jetzt sollte er sich endlich verwirklichen!

„Aber der Laden?“ warf sie ein.

„Den machen wir zu!“ entschied der Gatte. „Ich weiß wohl, daß es Leichtsinnt ist, aber ganz egal — nach uns die Sündflut!“

Den Rest der Woche sprach man von nichts anderem als von der projektierten Landpartie. Bald wußte die ganze Straße davon. Keinem Kunden, der den Laden betrat, vergaß die Krämersfrau zu empfehlen:

„Machen Sie mir rechtzeitig Ihre Einkäufe! Am Sonntag schließen wir.“

„Wie? Sie schließen am Sonntag?“

„Ja, wir fahren ins Grüne.“

„Sie Glückliche!“ seufzte Madame Picaudet, die Schnittwarenhändlerin aus dem Nachbarhause.

„Warum wollen Sie nicht mitkommen?“ fragte Madame Granbidard, welche das Uebermaß der Freude mitteilhaft machte.

„O! ich möchte schon, aber ich fürchte, Ihnen lästig zu fallen und . . .“

„Also abgemacht! Sie begleiten uns!“

Madame Picaudet beeilte sich, anzunehmen. Madame Granbidard hatte sich kaum diese Einladung entchlüpfen lassen, als sie sie schon gern wieder zurückgezogen hätte. Warum? Sie war eifersüchtig. Ihre Nachbarin stand in dem Ruf einer gefährlichen Kofette, die viel Geld für Pomaden, Salben und Parfüms ausgab . . . Entsetzlich, wenn dieses Weib ihren Granbidard verführte!

Aber die Sache ließ sich nicht mehr rückgängig machen. Was gesagt war, war gesagt. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Laune der Krämersfrau nicht gerade rosig war. Granbidard mußte bis Sonntag eilige Szenen über sich ergehen lassen, deren Veranlassung ihm vollkommen schleierhaft blieb. Er verlor darob seine schöne Seelenruhe in dem Maße, daß er sogar die geheiligtesten Geschäftstraditionen vergaß: er gab seinen Kunden richtiges Gewicht!

Die Schnittwarenhändlerin indessen ahnte nichts von diesen ehelichen Unstimmigkeiten. Den ganzen Tag sah sie an ihrer Maschine und nähte, nähte ohne Unterlaß. Sie arbeitete sich ein hübsches rosa Kleid, das sie auf der Landpartie einweihen wollte.

2.

Endlich brach er an, der große, so heiß ersehnte Tag. Schon um 8 Uhr früh kam Madame Picaudet, angetan mit ihrem rosa

Kleid, ein glückstrahlendes Lächeln auf den Lippen, zu den Granbidards. Melanie hatte im Gegenlaß zu ihr das mürrische Aussehen eines Menschen, der schlecht geschlafen hat.

„Sie sind doch nicht etwa krank, Madame Granbidard?“ fragte die Schnittwarenhändlerin, schon für das Schicksal der Landpartie zitternd.

„Durchaus nicht! Aber die Wangen haben mich diese Nacht kein Auge zutun lassen!“

„Nanu? Wangen bei einem Kaufmann?“ entgegnete die andere lachend. „Sie haben doch wohl Insektenpulver genug, um . . .“

„Ach ja, Insektenpulver! Das macht sie bloß fett!“ entgegnete Madame Granbidard ungeduldig.

Es war offenkundig, daß sie beschloffen hatte, Madame Picaudet in allem und jedem zu widersprechen. Die Schnittwarenhändlerin schwieg, und während Madame Granbidard ihre Toilette vollendete, half sie dem Gatten die Frühstücksvorräte in einen Korb zu packen: ein Stück kaltes Kalbfleisch, eine Büchse Sardinen für 70 Centimes, einen Fromage de Brie für 40 Centimes, eine Flasche guten, alten Rotwein und eine Flasche kalten Kaffee, um die Verdauungsstörungen zu bekämpfen, welche ein so reichhaltiges Menü zweifelsohne im Gefolge haben würde.

Endlich setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Granbidard hatte an einem Arm den Korb, am anderen seine Gattin, welche sich an ihn anklammerte, als wollte sie ihr ausschließliches Besigrecht dokumentieren. Madame Picaudet folgte. Man passierte die Rue Brise-Miche, begleitet von den besten Wünschen der Gemüsefrau, des Kohlenhändlers und etlicher Portiersfrauen, die vor ihren Türen standen.

Als man auf dem Boulevard Sebastopol ankam, begann es sachte zu regnen.

„Verdammt!“ brummte der Krämer.

„Mein neues Kleid!“ stöhnte die Nachbarin.

„Auch eine Idee, zu einer Landpartie ein rosa Kleid anzuziehen!“ bemerkte Melanie scharf.

„Rosa steht Blondinen sehr gut,“ erklärte galant Herr Granbidard, „besonders wenn sie einen zarten Taint haben, und Madame Picaudet hat einen sehr zarten Taint!“

Die Krämersfrau schleuderte ihrem Gatten einen wütenden Blick zu.

„Keine Kunst, wenn man Coldcream und Poudre de riz auflegt.“

Madame Picaudet, die einen Skandal um jeden Preis vermeiden wollte, nahm diese Beleidigung mit stummer Verachtung auf.

Der Regen wurde sehr bald heftiger und artete schließlich in einen wahren Wollenbruch aus. Die Ausflügler, die zuerst ihre Schirme geöffnet hatten, mußten sich unter einen Torweg flüchten. Nach einer Stunde setzte man sich durch überschwemmte Straßen von neuem in Bewegung. Zweiter Platzregen, bevor man zum Pontneuf kam, zweite Station unter einem Torweg.

„Sehr amüßant!“ brummte Melanie.

„Mein armes Kleid!“ jammerte Madame Picaudet, ihre neue Toilette betrachtend, die vom Regen zernittert und mit Schmutzflecken bedeckt war.

Granbidard, der die weibliche Eitelkeit kannte, wollte die Schnittwarenhändlerin trösten.

„Es steht Ihnen nichtsdestoweniger ausgezeichnet, Ihr Kleid . . . Sie haben darin eine entzückende Taille! . . . Was gibt's denn schon wieder?“

Melanie hatte ihn heftig in den Arm gekniffen.

„Madame schnürt sich wohl gar nicht?“ fragte sie ironisch.

„Nein, wirklich nicht!“ entgegnete die Schnittwarenhändlerin, verlezt durch diesen kränkenden Verdacht. „Ich trage bloß ein gutes Korsett . . . Sie bei Ihrer Skorpulenz,“ fügte sie spitz hinzu, „sollten sich auch solch eines bestellen . . . Sie würden eine ganz schlanke Taille bekommen.“

„Sie tun gerade so, als ob ich die reine Lonne wäre!“

„Das sage ich nicht, aber . . .“

„Ich mag nicht wie eine Hopfenstange aussehen . . . Gewisse Frauen bilden sich ein, eine schlanke Taille zu haben und sehen in Wirklichkeit aus wie eine Hopfenstange!“

„Soll das auf mich gehen, Madame?“

„Wie Sie wollen, Madame!“

Böse Blicke, spitze Worte flogen hinüber und herüber. Granbidard legte sich ins Mittel, aber er nahm so plump für Madame Picaudet Partei, daß Melanie wütend darauf bestand, auf der Stelle die Partie fortzusetzen.

„Aber es regnet ja noch!“ warf der Gatte ein.

„Ganz egal!“ entgegnete seine bessere Hälfte, während sie im Stillen dachte: Umso besser! Das wird ihrem Kleid vollends den Rest geben!

In der Tat, nach Verlauf einer Viertelstunde war das am Morgen so hübsche Kleid von Madame Picaudet nur noch eine formlose Masse.

Die beiden Frauen stapften Seite an Seite, ohne ein Wort zu sprechen, durch die Regenpfützen, während sie das von ihren Schirmen abtropfende Wasser einander heimtückisch in den Rücken spritzten.

3.

Als die Gesellschaft auf der Place Saint-Germain-des-Prés ankam, war es 12 $\frac{1}{2}$  Uhr.

„Wenn wir den Omnibus nehmen möchten?“ schlug Granbidard vor, dessen Arm unter dem Gewicht des Korbes zu erlahmen begann. „Wenn man eine Landpartie macht, darf man nicht aufs Geld sehen.“

Er näherte sich der Wartehalle. Der Kontrolleur zeigte ihm spöttisch die Nummern 727, 728 und 729.

„Verflucht!“ brummte der Krämer und kratzte sich den Kopf. „Ich fange nämlich an Hunger zu bekommen. Und Sie, meine Damen?“

„Oh! ich . . . nein, wirklich nicht!“ erklärte höflich Madame Picaudet.

„Aber ich! Mir tut der Magen schon weh vor Hunger!“ rief böse Melanie. „Ich gehe keinen Schritt weiter! Essen wir!“

„Aber wo! Auf dem Trottoir?“

„Auf dem Trottoir — nein! Aber vielleicht können wir dort frühstücken?“ schlug Granbidard vor, auf die Anlagen bei der Kirche deutend.

„Ach, das hatte ich mir doch ganz anders geträumt!“ rief Madame Picaudet. „Wie? Hier? Auf dem Platz?“

„Warum nicht?“ entgegnete Melanie, die unglücklich gewesen wäre, wenn sie einmal eines Sinnes mit der Schnittwarenhändlerin hätte sein müssen.

„In der Tat, warum nicht?“ echote Granbidard begeistert. „Hier sind Bäume, hier ist Gras . . . beinahe wie auf dem Lande. Und wir haben den Vorteil, hier ist's weniger schmutzig.“ vollendete er mit einem bitten Blick an Madame Picaudet.

Diese ließ sich denn auch wirklich erweichen. Die Ausflügler setzten sich auf eine nosse Bank, die Füße in Regenschirmen und begannen ihre Vorräte auszupacken.

Welch' eine Ueberraschung! Das Brot glich einem Schwamm. Das Fleisch hatte die Drucktypen des umhüllenden Zeitungspapiers usurpiert. Der gute alte Rotwein hatte sich arglistig über den Fromage de Brie ergossen, der einen zähen, lebrigen Teig bildete.

Ueberflüssig zu sagen, daß das Mahl nichts weniger als heiter verlief. Um das Anglied voll zu machen, entlud sich über die Speisenden ein neuer Platzregen, so daß sie die letzten Bissen mit der einen Hand in den Mund tun mußten, während die andere den geöffneten Regenschirm hielt.

Die Passanten, welche die drei Leute sahen, die bei strömendem Regen auf dem verlassenem Kirchplatz saßen und speisten, hielten sie für Verrückte oder für Engländer.

Resultat: eine solide Verdauungsstörung, welche die drei Ausflügler zwang, im Hinterstübchen eines benachbarten Schankwirts zu landen, wo sie den Nachmittag über unzählige Tassen Tee tranken.

4.

„Na, wie war's?“ fragte der Kohlenhändler in spöttischem Ton, als sie gegen sechs Uhr abends in die Rue Vriese Mähe einbogen. „Sie sind gehörig naß geworden, he?“

Trotz der Wut, welche sie zu ersticken drohte, zwang Madame Granbidard sich zu einem Lächeln.

„Wie? In Paris hat's geregnet?“ fragte sie scheinheilig. „In Meudon nicht einen Tropfen!“ betastigte Granbidard.

Und während ihr Gatte die Radentür öffnete, und Madame Picaudet eiligst in ihr Haus flüchtete, um ihr verdorbenes rosa Kleid den Wliden der klatschfüchtigen Nachbarschaft zu entziehen, schloß Madame Granbidard mit dem zufriedenen Ton eines Menschen, der den Tag über Blumen gepflegt und Schmetterlinge gefascht hat:

„Ja, sehen Sie, von Zeit zu Zeit solch' ein Ausflug wie der heutige . . . in die schöne, sonnige Natur . . . ins Grüne . . . das tut wohl . . . das erfrischt!“

### Kleines feuilleton.

— Griechische Holztafelbilder. Wir lesen in der „Königlichen Zeitung“: Unter den merkwürdigen Funden, die Otto Rubensohn bei Papyrusausgrabungen in der ägyptischen Landschaft Fayum gemacht hat, verdienen besondere Beachtung mehrere antike Gemälde, die er soeben in archäologischen Jahrbuch veröffentlicht hat. Zwei stammen aus den sehr bescheidenen Häusern des Dorfes Lebthynis, deren Reste mit ihren Kellerräumen, Treppenanlagen, Hofräumen und Wohnzimmern vom Wüstensand befreit wurden und der Wissenschaft neben zahlreichen wertvollen Papyrusresten und anderen Ueberresten auch einen anschaulichen Begriff davon gebracht haben, wie man im alten Aegypten, und zwar auf dem Dorfe wohnte. Wer die elenden Fellsachenhütten kennt, in denen heute die Bevölkerung des Landes haust, wird erstaunt sein, zu sehen, wie wohllich der in Theadelphia oder Lebthynis angesiedelte griechische Soldner oder seine Nachkommen ihr Heim eingerichtet hatten. Zwar sind die Häuser nur aus Luftziegeln erbaut, deren Festigkeit in gewissen Abständen durch eingelegte Palmstämme erhöht wird, aber im Innern machen sie mit ihren Fenstern, die durch Holzläden geschlossen wurden, mit ihren Wandnischen, Flügeltüren, ja mit Stud verkleideten Wänden, auf denen Wandgemälde nicht fehlen, einen recht netten Eindruck. Auch geben einige Münzfunde von dem Wohlstand ihrer Bewohner einen vorteilhaften Begriff. Fanden sich doch in einem und demselben dörflichen Haus zu Batu-Harit (Theadelphia) ein Bronzekrug,

ein Tongefäß und ein Holzgefäß, alle drei wohlgefüllt mit alexandrinischen Bronzemünzen und römischen Kupfermünzen. In einem dieser Häuser nun, von dem nur noch drei zusammenhängende Zimmer zu erkennen waren, lagen auf dem Boden an der Stelle, wo sie von der Wand gefallen waren, die beiden Tafelbilder in zahlreiche Stücke zerbrochen. Selbst der rohe Holzpfloch mit dem Hanfstrich, dessen eines Ende noch um den Bilderrahmen geschlungen war, lag noch daneben und zeigte die Art der Befestigung des Bildes an der Wand. Die Zusammensetzung des ersten Bildes gelang leicht, und so hat das Berliner Museum nunmehr den Ruhm, die ersten und bisher einzigen Holztafelbilder zu besitzen, die in einem antiken Wohnhaus gefunden worden sind. Das Hauptbild besteht aus fünf schmalen länglichen Bretchen, die miteinander durch Holzdübel verbunden sind. Ueber sie ist ein geformter Kreisbegrund gelegt und darauf das Bild mit Temperafarben gemalt. Man erblickt einen mächtigen Thron mit Rückenlehne und gedrehten Füßen. Das Polster des Sitzes ist eine Decke mit schwarzen Querstreifen. Ein Götterpaar nimmt den Thron ein, links ein Gott mit wallendem Haupt- und Barthaar in langem grünen Chiton und Mantel, die Füße mit Sandalen bekleidet. Mit der Rechten ergreift er ein ägyptisches Götterzepter, auf seiner Linken ruht ein Krokodil. Auch die Göttin rechts trägt Chiton und Mantel, aber von weißer Farbe, ihre Rechte hält einen Blütenzweig, mit der Linken faszt sie ein Büschel Lehren. Kein Zweifel ist, daß der Wassergott des Fayum Sotnebtynis dargestellt ist und neben ihm die Isis. Wohl erhalten ist auch der Holzrahmen, aus vier nur auf der Vorderseite geglätteten, mit dunkelstem Stuch überzogenen Leisten, aus Arazienholz gefertigt. Holznägel verbanden an den Kreuzungsstellen die seitlichen Leisten mit den horizontalen, in die sie durch Falze hineingesteckt sind. Ob das Bild wie ein anderes aus derselben Gegend, das in das Museum von Kairo gelangt ist, vor der Bildtafel eine hölzerne Schutztafel gehabt hat, die weggeschoben werden konnte, scheint sich nicht mehr entscheiden zu lassen. Von größerem Interesse noch erscheint das zweite Wandbild, das leider arg zerstört ist. Dargestellt ist eine Athena mit der Aegis. An Stelle des Helms trägt sie nach ägyptischem Geschmack einen Nimbus und Strahlenkranz und im Haar, wie es scheint, einen Kranz. An der linken Schulter lehnt die Lanze, um deren Schaft mehrere Metallringe gelegt sind. Neben der Göttin erhebt sich eine Pirnie mit knorrigem Stamm, um den sich eine Schlange windet. Eine zweite Schlange umschlingt eine andere Lanze, die einer zweiten auf dem Bilde nicht mehr erhaltenen Gottheit gehörte, etwa einem Ares. Wam die Bilder, die nicht erlesene Kunstwerke waren, sondern billige Massenartikel, in jenem dörflichen Hause zum Schmuck der Wände aufgehängt worden sind, läßt sich aus den Bruchstücken griechischer und ägyptischer Papyrusse erraten, die in den anstößenden Zimmern lagen. Sie gehören der Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an und bald nach dieser Zeit muß das Haus verlassen und verschüttet sein, da sonst die Papyrusse sich nicht erhalten haben könnten. Auf dieselbe Zeit weist auch der Stil der Bilder, mit denen man nur die berühmten Mumiensporträts aus dem Fayum vergleichen kann. Auch diese werden dem zweiten, spätestens dritten Jahrhundert zugewiesen. Interessant aber ist es, durch den neuen, für die Geschichte der Malerei hochbedeutenden Fund nunmehr festgestellt zu sehen, daß das Tafelbild an der Wand zu derselben Zeit, wo es uns die Wandmalereien von Pompeji und Rom als Lieblings schmuck der vornehmen Privathäuser in Italien zeigen, auch seinen Weg gefunden hat in die entlegensten ägyptischen Bauernhäuser. —

— Das Weiße im Schnee und in der Milch ist kein Farbstoff, sondern eine optische Wirkung, ebenso wie das Weiße im Schaum, im Jucker, in der Kreide. Fällt das Sonnenlicht auf eine Schneefläche, so werden die Lichtstrahlen von den zahlreichen Kristallgebilden der einzelnen Schneeflocken reflektiert. Da in dem zurückgeworfenen Lichte keine Lichtart fehlt, so erscheint es in der gleichen Farbe wie das einfallende Licht, also weiß, und dieses weiße Licht giebt dem Schnee seine sogenannte weiße „Farbe“. Derselbe Vorgang läßt auch die anderen Stoffe weiß erscheinen. Unter dem Mikroskop sehen wir in einem Tropfen Milch ein vollständig durchsichtiges, farbloses, flüssiges Fett in staubförmiger Verteilung in einer lichtdurchlässigen, wässrigen Flüssigkeit. Die weiße Färbung der Milch kommt erst in breiteren Schichten zustande, und zwar dadurch, daß die Lichtstrahlen insofern der verschiedenen Brechbarkeit des Fettes und der wässrigen Flüssigkeit in verschiedenen Richtungen abgelenkt und teilweise in den kugelförmigen Fetttröpfchen reflektiert werden. Bedingung für das Zustandekommen der „Färbung“ ist sonach eine haltbare, staubförmige Verteilung des Fettes in der wässrigen Flüssigkeit, d. h. ein Zustand, der als Emulsion bezeichnet wird. Für das Zustandekommen einer Emulsion ist neben dem eigentlichen zu mischenden Medien noch ein Körper mit großem Quellungsvermögen, also ein Colloid, notwendig. In der Milch vermitteln die Eiweißkörper, vor allem das Casein, die Emulgierung des Fettes. In jedem Fetttröpfchen entsteht nun durch das einfallende Licht gewissermaßen ein Spiegelbild der Lichtquelle, und die unzähligen Spiegelbilder oder Lichtpunkte geben der Milch die weiße „Farbe“. Bei dem Verdünnen der Milch mit Wasser wird die Emulsion durch die Vergrößerung des Abstandes der Fetttröpfchen zu einander stärker lichtdurchlässig, proportional mit dem Wasserzusatz; darauf läßt sich eine optische Methode zur Bestimmung des Fettgehaltes der Milch gründen (Lactoskop, Pioskop). Die Milch erscheint also um so weniger weiß

und nimmt ein um so wässrigeres Ansehen an, je entfetteter (entrahmter) sie ist. Allerdings bleibt auch dann noch eine weiskliche, in starken Schichten lichtdurchlässige Flüssigkeit, wenn auch das Fett vollständig aus der Milch entfernt ist. Wird diese entfettete Milchflüssigkeit aber durch das Pulfalche Filter gezogen, so erhält man eine wasserklare Flüssigkeit, während das Casein auf dem Filter vollständig als gelatinöse Masse niedergeschlagen ist. Es trägt also auch die Caseinquellung zur Farbegebung der Milch bei. — („Prometheus.“)

**Theater.**

**Deutsches Theater. Der Meineidbauer.** Volksstück in 3 Akten von Ludwig Anzengruber. — Dem „Pfarrer von Kirchfeld“ folgte in den Anzengruber-Aufführungen des Lautenburg-Ensembles der „Meineidbauer“. Was beim Lesen vor allem in dem Stücke paßt, ist die Gestalt des bigotten Alten, der, um in Besitz des Kreuzweghofes zu kommen das Testament des Bruders unterschlagen und in dem Erbschaftsprozeß einen Meineid geschworen. Nicht sowohl, daß er schamlos betrogen — die Angst, daß Gott ihn darum strafen werde, um so furchtbarer, da er ihn zum Zeugen angerufen, drückt schwer auf seine Seele. Wie er in läppisch dressierter Bauernschlaueit sich mit dem lieben Gott trotzdem ins Einvernehmen zu setzen, durch einen Ueberschuß von frommem Getue die einträgliche Sünde wett zu machen sucht, ist in der großen Szene zwischen Vater und Sohn wunderbar anschaulich und überzeugend geschildert. Die Erzählung des Bauern, wie alles so gekommen sei, wirkt meisterhaft in ihrer Psychologie und weitet sich zu typischer Bedeutung. Man bedauert, daß dieser Schleicher, nach dem der Dichter sein Stück genannt, nicht wirklich in den Mittelpunkt gerückt, die Handlung nicht so gefornt ist, daß sie als Ausfluß und als Ausdruck seines Wesens erscheint. Statt seiner tritt ein junges Mädel, die Broni, in den Vordergrund, und für den Bauern bleiben nach jener großen Szene nur noch ein paar wenig motivierte und darum den Eindruck eher abschwächende als steigende Auftritte. Aber dieser Mangel, die Verschiebung des dramatischen Schwergewichts von der dichterisch am tiefsten charakterisierten Gestalt hinweg wurde als solcher bei der Aufführung kaum mehr empfunden — so fesselte das Spiel der Hansi Niese. Man hätte ihr, so breit die Bronirolle auf Kosten der des Meineidbauer vom Dichter ausgesponnen ist, noch immer zweiter zuhören mögen. Das Leben leuchtete und zuckte in jedem Wort; es war ein unvergleichlich natürliches Gemisch von truglichem Sinn und Herzensgüte, von drollig resoluter Verständigkeit und verborgenem Bedürfnis des sich Anzahnigens. Wie sie dem reichen Bauern in die Parade fuhr, wie sie schluchzend vor dem sterbenden Bruder, mit steifen ungeübten Fingern die Zither schlagend, das Lied von der Heimat sang, dann wieder nahezu wie die etwas lehrerische Großmutter latechsierte, den ungetreuen Liebhaber abfertigte und am Schluß, da sie den Franz gefunden und ihrem Racheplan gegen den Meineidbauer entsagt hat, hell aufjubelt: „Aus is 's und vorbei is 's, da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an.“ — Das alles trug den Stempel des in sich Vollkommenen und Selbstverständlichen, als könnte es gar nicht anders sein. Martineili gab als Meineidbauer ein klug und fein entworfenes Bild, das aber neben dieser zwingend elementarischen Illusionskraft dennoch blaß ausschaute. Das Ensemble schien weniger trefflich durchgebildet wie in der Vorstellung des „Pfarrers“. Als hervorragende Leistung wäre sonst nur der Jakob, Bronis sterbender Bruder, den Herr Thaller höchst naturalistisch und doch maßvoll darstellte, zu nennen. Es war eben ein Niese-Abend. Das Publikum dankte ihr mit stürmischen Ovationen. dt.

**Aus dem Tierreiche.**

tz. Der Sägetaucher. Ueber die auch bei uns einheimischen Sägetaucher hat ein französischer Ornithologe, Magaud d'Aubusson, seine Beobachtungen jüngst im „Naturaliste“ veröffentlicht. Diese Schwimmvögel sind an der Form ihres Schnabels sehr leicht zu erkennen, dessen Lamellen spitze, nach hinten gerichtete sägeförmige Zähne bilden. Auch bei geschlossenem Schnabel sind diese Zähne von außen her zu sehen, und sie geben zusammen mit der halenförmig gebogenen Schnabelspitze dem Vogel ein recht unheimliches Aussehen. An dem ziemlich großen Kopfe, der auf einem langen Halse sitzt, sind die Scheitel Federn zu einer Haube verlängert. Die Beine stehen weit hinten am Körper, die Sägetaucher können deshalb nicht gut laufen. Aber so gewandt sind sie im Wasser, sie schwimmen und tauchen gleich vorzüglich. Sie nähren sich von kleinen Fischen, denen sie unter der Oberfläche des Wassers nachjagen. Auch andere im Wasser lebende Tiere, Krebse, Insekten, auch Amphibien verzehren sie. Die Vögel gewähren nur wenig Nutzen, da ihr Fleisch wegen seines tranigen Geschmades und seiner Zähigkeit ungenießbar ist. Dagegen werden die Eier gegessen. Die größte Art dieser Vögel, die unsere und die französischen Küsten im Winter besuchen, ist der Gänsetaucher. Er kommt auch bei seiner Reise nach Norden im Frühling an die Küsten. Zu dieser Zeit prangen die Männchen im Hochzeitkleide. Kopf und Hals haben dann ein tiefes Schwarz mit metallischem Glanz, die Unterseite ist rotgelb, der Rücken und Schwanz aschgrau und Schnabel und Füße korallenrot. Der Gänsetaucher lebt in Nordeuropa, Asien und America. Er wandert aber bis Südeuropa. Im nördlichen Deutschland von Holstein bis Ostpreußen brüten

einzelne Paare, die eigentliche Heimat aber, wo der Vogel in Mengen brütet, ist der Norden. Selbst in der Nähe von Nordbays hat man ihn noch brütend gefunden. Sein Nest, das aus dürren Pflanzstoffen und Flechten hergestellt und mit Daunen ausgekleidet ist, befindet sich auf dem Boden zwischen Steinen, aber auch unter Büschen und selbst in hohlen Bäumen. Der Gänsetaucher legt 12—14 Eier, die eine blasgrüne Farbe besitzen. Dem Jäger fällt er nicht leicht in die Hände, da er ihn schon von weitem wittert. Auch seine Fähigkeit, sehr lange zu tauchen und unter dem Wasser sich weit davon zu bewegen, läßt ihn leicht außer Schußweite kommen. Es gibt außer dem Gänsetägertaucher noch zwei andere Sägetaucher, die sich gelegentlich bei uns aufhalten. Der eine, der Halsbandsägetaucher, der ein breites weißes Band am Halse besitzt, hat eine ähnliche Lebensweise wie sein größerer Vetter. Die dritte Art ist der kleine oder weiße Sägetaucher. Er ist auch in Binnenlande häufiger anzutreffen, indem er dem Laufe der Flüsse folgt und weit nach Mittel- und Südeuropa zu vordringt. Er legt sein Nest am Ufer von Flüssen im Gebüsch oder hohlen Bäumen an. Er besitzt eine merkwürdige Zuneigung zu der Schellente, obwohl diese einer ganz anderen Gattung angehört. Es ist beobachtet worden, daß er sich selbst in zoologischen Gärten auf Teichen einstellte, wo sich Schellenten aufhielten. Er paart sich selbst bisweilen mit diesen und erzeugt Bastarde. Der kleine Säger hat seine ursprüngliche Heimat in Asien, er hat sich aber nach und nach bis Europa und selbst bis nach America verbreitet. Alle Säger übertragen die Gefangenschaft sehr gut. Magod d'Aubusson meint, daß es vielleicht gelingen werde, den Gänsetäger zum Fischfang abzurichten, so wie es die Chinesen mit dem Kormoran tun. —

**Humoristisches.**

— **Naturwunder.** Lehrer (mit seinem Schüler spazieren gehend): „Sind die Werke der Natur nicht wunderbar?“  
Schüler: „Zawohl, Herr Lehrer, besonders wenn man bedenkt, daß selbst das kleinste Insekt seinen lateinischen Namen hat.“ —  
— **Weise Einrichtung.** „Die Weiber haben doch alle den Mund auf dem richtigen Fleck!“  
„Das ist ein wahrer Segen.“  
„Warum?“  
„Sonst könnte man doch leicht daneben küssen!“ —  
— **Beim Abendzuge.** Schaffner: „Was loosen Sie denn hin und her? Wo wollen Sie hin? — Nach Dräsen? — Na, da steigen Sie doch hier rein!“  
Reisender: „Ich will doch ins Schlafcoups!“  
Schaffner: „Ach so! Sie wollen in'n Schlafwagen! Des is Sie freilich was anderes. — Nu warten Sie doch bloß einen einzigen Dogenblick, des muß Sie doch hier alles seine Ordnung haben. Haben Sie denn een Willjet ärächter Klasse?“  
Reisender: „Kein, zweiter!“  
Schaffner: „Des nußt Sie hier nämlich gar nicht. Sie müssen nämlich wissen, uf dieser Strecke führen wir bloß Schlafcoups für Reisende ärächter Klasse.“  
Reisender: „Almächtiger! Da muß ich ja schnell eine Zuschlagkarte zur ersten lösen! In zwei Minuten fährt ja der Zug schon ab! Wo ist denn der Schalter?“  
Schaffner: „Nu remnen Sie bloß nich wieder! Wenn Sie nämlich ooch een Willjet ärächter Klasse haben, denn nußt Sie des ooch noch nicht.“  
Reisender: „Zum Teufel auch, halten Sie mich doch nicht auf!“  
Schaffner: „Ich muß Sie doch Bescheid gab'n, hären Sie doch bloß zu! Wenn Sie nämlich Schlafcoups fahren wollen, denn hätten Sie müssen mit'm vorigen Zug um 6 Uhr 30 fahren. Hier in däm Zuge is Sie lieberhaupt gar keen Schlafwagen!“ —

(„Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Ein Heine-Denkmal soll in Düsseldorf, der Geburtsstadt des Dichters, errichtet werden. Die Kosten sind auf 250 000 M. veranschlagt. —  
— Im Neuen Theater geht am Sonnabend das Drama „Künstler“, ein Stück aus der Wiener Boheme in drei Akten von Josef Holkinger, zum erstenmal in Szene. —  
— Das Klima. Der Wiener Hofopernsänger Sembach ist plötzlich abgereist. Er hinterließ einen Brief an die Direktion des Hofoperentheaters, in dem er mitteilt, das Wiener Klima behage ihm nicht, und er befürchte von ihm nachteiligen Einfluß auf seine Gesundheit und Stimme. —  
— Der Maler und Radierer Otto Ubbelohde hat einen Ruf an die Kunstgewerbeschule in Karlsruhe angenommen. —  
— Die Frankfurter Stadtverordneten beschloßen, das Rembrandtsche Bild „Gefangennahme Simons“ aus der Schönbornschen Galerie in Wien zu erwerben. Der Kaufpreis beträgt 330 000 M.; 290 000 M. sind durch Privatsammlungen aufgebracht, den Rest gibt die Stadt. —